

Das Räthsel von Elvershöh.

Roman von Reinhold Grimm.

(4. Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Eine Stunde nach Mitternacht war der Baron v. Lindebrode gestorben, ohne daß ihm vorher das Bewußtsein noch einmal zurückgekehrt wäre. Der Arzt hatte seinen Zustand von vornherein für hoffnungslos erklärt. Ein Reittier aus der Depesche, die den künftigen Majoratsbesitzer Erwin v. Lindebrode von der schweren Erkrankung seines Großvaters in Kenntniß setzte, war gleich nach dem Eintreffen des Arztes abgefaßt worden; aber bei der Entfernung seiner Garnison und der mangelhaften Verbindung konnte die Ankunft des Leutnants kaum vor dem nächsten Mittag erwartet werden.

Frau v. Lindebrode, die ganz in Schmerz aufgelöst schien, war nicht von dem Sterbelager gewichen, und auch Prosper hatte die letzten, unerträglich langsam hinziehenden Stunden in dem Schlafzimmer des Barons zugebracht, das vor diesem Tage außer dem Kammerdiener niemand hatte betreten dürfen. Ebtitha allein war ferngeblieben und hatte sich auch dann nicht heran gelassen, als ihre Mutter sie durch einen Diener benachrichtigt hatte, daß bereits die ersten Anzeichen des bevorstehenden Todes wahrzunehmen seien.

Mit dem Einbruch des Abends schon hatten sich sämtliche Gutsbeamte und die ganze Dienerschaft in dem an das Sterbezimmer anstoßenden saalartigen Gemache versammelt. Bald nach Mitternacht waren auf Befehl der Frau v. Lindebrode und mit Einwilligung des Arztes die Verbindungsthüren geöffnet worden, und der Kammerdiener hatte den Anwesenden zu verstehen gegeben, daß die letzten Augenblicke ihres greisen Herrn gekommen seien.

Stumm und ergriffen waren sie alle Zeugen seines sanften, beinahe unmerklichen Hinscheidens gewesen, und wie sehr sie auch bis zu dieser Stunde den strengen Gebieter in ihm gefürchtet haben mochten, angelehnt an die Brust des Todes hatte sich jeder doch nur des Guten erinnert, das er von ihm empfing, und es war wohl keiner, der nicht in seinem Herzen anerkannt hätte, daß er bei aller aufbrausenden Heftigkeit und rücksichtslosen Schroffheit im Grunde doch immer ein guter und gerechter Hausvater gewesen.

Als der Pfarrer von Eichfelde, der langjährige Freund des Barons und selber schon ein Greis mit schneeweißem Haar, drinnen am Sterbelager mit halbblauer Stimme zu beten begonnen, waren die meisten der drauhen Versammelten in die Knie gesunken, und es war in der tiefen, feierlichen Stille viel mühsam unterdrücktes Schluchzen vernehmlich geworden. Dann hatte sich der Arzt, der zu Häupten des einfachen eisernen Bettbrettes stand, über den regungslos darin Ausgestreckten herabgebeugt, und als er sich nach Verlauf von Minuten ersten Anfluges wieder aufgerichtet, war es den Anwesenden zur Gewissheit geworden, daß der alte Baron Werner v. Lindebrode still und friedlich zu einem besseren Leben eingegangen sei.

Erfurchtbar wichen die Leute zur Seite, als bald nachher die heftig weinende, augenscheinlich ganz fassungslose Schwiegertochter des Verstorbenen, von ihrem Sohne geführt, an ihnen vorüber in eines der nächsten Zimmer geführt wurde. Auch der Arzt gestellte sich dort zu ihr, während Prosper nach dem Schloß hinübereilte, um seiner Schwester die Trauertunne zu überbringen.

Er fand Ebtitha in dem sogenannten Salon, wo sie regungslos mit in den Schooß gefallenen Händen in einem Sessel saß. Statt des hellen Kosüms, das sie am Vormittag getragen, hatte sie ein einfaches schwarzes Kleid angelegt, und wer sie so mit marmorbleichem, düsterem Gesicht in diesem Gewand der Trauer sah, der hätte wohl glauben müssen, daß auch ihr das schmerzliche Ereigniß dieser Nacht sehr nahe gegangen sei.

Bei Prosper's Eintritt erhob sie den Kopf und fragte, noch ehe er das erste Wort hatte sprechen können: „Es ist vorüber — nicht wahr? Ich weiß es seit einer Viertelstunde. Es war mir, als streiche mit einem Male ein eifriger Lufthauch durch das Zimmer.“

„Er ist gestorben, ohne noch einmal zum Bewußtsein gekommen zu sein, wie es der Doktor vorausgesetzt hat“, erwiderte Prosper. „Wenn wir nicht schliefen, sind an seinem Tode, Ebtitha, so dürfen wir eine Verhöhnung unseres Gewissens in dem Gedanken suchen, daß sein Ende leicht war.“

„Es bedarf für mich solcher Verhöhnung nicht, denn mein Gewissen macht mir keine Vorwürfe. Bist du ohne die Mutter gekommen?“

„Sie fühlte sich sehr angegriffen und ist drüben im Herrenhause geblieben.“

Auch ich muß natürlich dahin zurückkehren; ich kam nur, dich zu holen, Ebtitha.“

„Wich? Soll ich etwa Todtenwache halten bei dem Manne, den ich als meinen Feind gehaßt habe, solange ich ihn kenne?“

„Nein, man verlangt nichts Berühmtes von dir, obwohl es jetzt vielleicht an der Zeit wäre, diesen Haß zu begraben. Aber wir dürfen durch unser Benehmen doch kein Aergerniß erregen. Ich bin sicher, daß deine Abwesenheit ohnehin allgemein bemerkt worden ist. Warte du doch die einzige, die sich in seiner Sterbestunde von ihm ferngehalten hat.“

„Ah, man hat seinen Tod also zu einer rührenden Schaustellung gemacht, wie es von alters her eine geübte Uebertreibung bei den Schloßherren von Elvershöh! Nun, du weißt, daß mir der Sinn für derartige Romane vollständig abgeht. Und eine wie große Freude würde es ihm auch bereitet haben, mich an seinem Bette zu sehen, wenn er etwa doch noch zum Bewußtsein gekommen wäre! — Nein, ich thut recht daran, hier zu bleiben, und es wäre mir lieb, wenn mir auch weiterhin alle widerwärtige Schaupielerei erspart bleiben könnte.“

„Das ist unmöglich, Ebtitha! Wir sind der Welt nun einmal gewisse Rücklichten schuldig, und — so schwer es mir auch fällt, dich gerade daran zu mahnen — schon um Erwins willen, dem ja sicherlich alles hinterbracht werden wird, sollst du deine Feindschaft gegen den Todten nicht so offen zur Schau tragen.“

„Ob es diese Verurteilung auf den neuen Majoratsbesitzer war, die ihren Sinn geändert hätte, oder ob irgend eine andere Erwägung sie zur Nachgiebigkeit bestimmte, jedenfalls sträubte sich Ebtitha nicht länger, ihren Bruder zu begleiten, und zehn Minuten später erschien ihre hohe Gestalt an Prosper's Arm auf der Schwelle des Sterbezimmers, das jetzt nur noch von mattem Kerzenlicht erhellt war.“

Wie es alte, patriarchalische Sitte in vielen herrschaftlichen Häusern auf dem Lande ist, waren nach der Entfernung der nächsten Angehörigen die im Vorgesamte versammelten Untergebenen des dahingegangenen Barons nacheinander an sein Lager getreten, um einen letzten kummern Abschied von ihrem bisherigen Gebieter zu nehmen. Die meisten hatten sich schon vor dem Erscheinen Ebtithas wieder zurückgezogen, oder sie berieten sich, jetzt das Zimmer zu verlassen. Einer nur stand, ganz in Gedanken verloren, noch immer neben dem Bette, und sein dunkelbärtiges Antlitz erschien noch düsterer als sonst in dem flackernden gelben Scheine der Wachskerzen.

Zur Verwunderung ihres Bruders war Ebtitha bei dem Anblick des Försters plötzlich stehen geblieben, und als er fragend zu ihr aufschah, sagte sie so laut, daß Fabian und alle noch im Vorzimmer befindlichen Personen es deutlich vernehmen mußten: „Entferne zuerst diesen Menschen, wenn du willst, daß ich eintreten soll. Hier wenigstens habe ich gehofft, vor einer Begegnung mit ihm sicher zu sein.“

„Ebtitha!“ mahnte Prosper, den ihre harten Worte in sichtlich Verwirrung versetzt hatten, leise. Aber der Förster selbst erparte ihm jede weitere Bemerkung, indem er mit einem düsteren Blick auf die junge Baroness sofort von dem Lager des Todten zurücktrat und dann ohne Zögern das Gemach verließ.

Jetzt erst näherte sich Ebtitha dem Todten, der mit seinen ruhigen, durch keine verheerende Krankheit entstellten Zügen ganz das Aussehen eines friedlich schlummernden hatte. Ihr Gesicht blieb unbeweglich und ihre Augen thränenlos.

Ohne die vorherige verlegende Schärfe war, doch immerhin noch hochmüthig und herrisch genug, wandte sie sich zu dem abseits stehenden Kammerdiener: „Lassen Sie uns allein! Und verkümmern Sie nicht, die Thür hinter sich zu schließen. Auch können Sie den Leuten sagen, daß sie sich jetzt zurückziehen mögen.“

Der Mann, der von dem alten Baron mit großer Vertraulichkeit behandelt worden war, zeigte eine höchst erstaunte und beleidigte Miene, als er sich auf solche Art fortgeschickt sah, aber er wagte doch keine Einwendung und ging schweigend hinaus. Als das Geräusch der zuschließenden Thür Ebtitha überzogen hatte, daß kein zudringlich neugieriger Blick mehr auf ihr ruhte, trat sie an das Bett und starrte lange voll finsternen, wortlosen Ernstes auf den Todten nieder. Mit einer ungeduldrigen Bewegung des Kopfes und der Schultern, wie wenn sie neugierig den erregenden Eindruck abschütteln wollte, den das friedvolle und doch im Tode so mannhaftige Greisenantlitz wider ihren Willen auf sie gemacht, lehnte sie sich endlich ab.

„Ist es mir gestattet, zur Ruhe zu gehen? — Oder giebt es noch weitere Pflichten der Pietät zu erfüllen?“

„Nein. Es müßte denn sein, daß dein Herz sie dir vorschriebe, Ebtitha.“

„Mein Herz? — Du weißt besser, als irgend jemand, Prosper, welche Empfindungen für diesen Mann ich in

meinem Herzen getragen habe, solange er lebte. Er hat mich gebemüht und getränkt, wo er nur konnte. Die bittersten Stunden meines Lebens verdanke ich ihm. Ich kann ihn nicht beneiden und ihm auch nicht verzeihen. Wenn ich mich ohne eine Verwünschung von ihm trenne, so ist das mehr, als er von mir hätte fordern dürfen.“

Der grimme Haß in ihren Worten, der sich selbst im Angesicht des Todes nicht zu mäßigen vermochte, wirkte unbekanntlich peinlich auf Prosper's Empfinden. Und wohl nur, weil er weiter derartige Aeußerungen verhindern wollte, fragte er Ebtitha, ob sie nicht zunächst nach der Mutter sehen und mit ihr in das Schloßchen zurückkehren wolle.

Frau v. Lindebrode, die in einem der nächsten Zimmer unter Thränenströmen auf den Bescheid des Pfarrers lauschte, kletterte beim Eintritt Ebtithas die Treppe gegen sie aus und schluchzte: „O, mein armes Kind — er ist tot! — Wir haben ihn auf ewig verloren!“

Das schöne, kalte Gesicht der Baroness blieb unbewegt. „Ja, wir haben ihn verloren, und alle seine Klagen rufen ihn nicht ins Leben zurück, Mutter! Darum laß es genug sein. Wir alle bedürfen der Ruhe.“

Befremdet blickte der Geistliche auf. Er wußte wohl, daß das Verhältnis zwischen Großvater und Entlein kein freundliches gewesen war, aber diese offenkundige Lieblosigkeit in Ton und Ausdruck mußte ihn dennoch überraschend und verlegend berühren. Mit einer gewissen Hast stand er auf, um sich zu verabschieden.

„Gott verleihe Ihnen Kraft, den schweren Verlust mit Fassung zu ertragen“, sagte der Pfarrer, Frau v. Lindebrode die Hand reichend. „Er hat Ihnen in dem Verklärten Ihren treuesten Freund und den hochherzigen Wohlthäter genommen; aber das Gedächtniß des theuren Todten wird in Ihnen und in Ihren Kindern unaussprechlich fortleben mit der Erinnerung an all' die Güte, die Sie von ihm erfahren.“

Die Baronin schluchzte etwas Unverständliches. Ebtitha aber drehte sich um und trat an das Fenster, so daß der Pfarrer seine Absicht, auch ihr einen tröstenden Händedruck zu spenden, nicht ausführen konnte.

Er war noch kaum außer Hörweite, als sie mit heiß aufleuchtendem Heftigkeit ihrer Mutter zusetzte: „Das ist unerträglich! Sogar dieser wildfremde Mensch darf es wagen, uns wie Almosenempfänger zu behandeln, die am Sarge ihres Wohlthäters weinen! Und du tonnest das ruhig anhören? Nun, ich möchte ihm nicht raten, auch mit solchen Reden zu kommen.“

Die Thränen der Frau v. Lindebrode waren fast in dem nämlichen Augenblick verfliehet, da der Geistliche die Thür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, und ihr blaßes Gesicht zeigte so wenig einen kummervollen als einen bemühtigen Ausdruck, als sie erwiderte: „Es liegt ja nun in deiner Hand, uns künftig solche Kränkungen zu ersparen. Niemand wird sich mehr unterheben, uns wie Almosenempfänger zu behandeln, wenn du Erwin bestimmst, dich morgen als deine Braut und als die künftige Herrin von Elvershöh vorzustellen.“

Ebtitha zog die Brauen zusammen. „Lassen wir das jetzt lieber. Selbst die siffigen Jungen werden dir nicht nachgeben dürfen, daß du mit deinen Thränen und Wehklagen um den Verstorbenen gelacht hättest. Ein Jubel aber könnte dich schließlich um die bescheidene Wirkung bringen.“

Auf dem Heimwege durch den Park machte Frau v. Lindebrode wohl noch allerlei Versuche, Ebtitha zu nheren Mittheilungen über ihr Verhältnis zu dem neuen Majoratsbesitzer zu bewegen; aber die Gefragte gab nur kurze, ausweichende Antworten und lehnte den Bemühungen der Mutter zuletzt ein beharrliches Schweigen entgegen. Sobald sie das Schloß erreicht hatten, zog sie sich nach kurzem, kühlen Gutenachtgrüße auf ihr Zimmer zurück.

Es war in früher Morgenstunde des folgenden Tages, als die Jofe bei Ebtitha anklopfte. Die junge Baroness konnte nur wenig geschlafen haben, denn sie war bereits völlig angekleidet und hatte sich sogar frisiert, ohne wie sonst die Hälfte der Jungfer dabei in Anspruch zu nehmen. Sie sah auffallend angegriffen aus, und als sie gewahrte, daß das Mädchen einen Brief in der Hand trug, griff sie danach mit nervöser, ungeduldiger Hast.

„Von wem kommt das? Wer hat Ihnen dies Bilet gegeben?“

„Ein Junge aus Eichfelde hat es gebracht vor einer Stunde schon. Aber ich glaube, das gnädige Fräulein nicht so frühzeitig hören zu dürfen.“

„Eine Bestellung war nicht dabei?“

„Nein.“

„Es ist gut. Sie können gehen.“

Ebtitha hatte noch nie einen Brief von Eril Hallager empfangen; aber auch wenn dieser hier nicht aus Eichfelde gekommen wäre, würde sie keinen Zweifel hegen haben, daß die festen Schriftzüge nur von ihm herrühren konnten. Sie löste mit hastenden Fingern den Umschlag und las:

„Mein geliebtes Mädchen!“

Eine schlimme Kunde kommt mir aus München. Mein alter Freund und Lehrer Eilert Thormod, der sich seit einigen Monaten dort aufgehalten, ist schwer erkrankt. Seine Schwester schreibt mir einen verzweifellen Brief. Sie war ihr Leben lang unzertrennlich von dem Bruder, und sie hat sich darum auch jetzt nicht entschließen können, ihn in das Krankenhaus bringen zu lassen. Sie ist ganz fremd und einsam in München, der deutschen Sprache wenig mächtig und hoch bei Jahren. Es ist meine Pflicht, ihr in dieser Bedrängniß beizustehen. So eile ich denn zu ihr, ohne Dich, mein süßes Lieb, zuvor noch einmal zu sehen. Es kommt mir hart an, aber es kann nicht anders sein. Wenn ich wiederkehren werde, weiß ich nicht, jedenfalls aber, sobald Eilert Thormod mich entbehren kann. Die Sorge um den theuren Mann läßt mir keine Ruhe, mehr zu schreiben. Ich habe dich lieb, Ebtitha, und alle meine Gedanken werden bei Dir sein, wenn ich fern bin. Wie werde ich mich nach Dir sehnen! Ach, daß diese erste Trennung doch auch die letzte wäre!

In Treue
Dein Eril.“

Das war der glühende Liebesgruß nicht, den Ebtitha erwartet hatte, und die Worte auf ihrem Antlitz verrieth, wie sehr die überraschende Neuigkeit sie verdroß. Unschlüssig stand sie noch eine kleine Weile am Fenster; dann machte sie sich zum Ausgehen fertig und verließ das Haus.

Der kürzeste Weg nach dem Dorfe Eichfelde führte am Schlosse vorbei, aber Ebtitha schlug die entgegengesetzte Richtung ein und machte einen weiten Bogen durch den Park und den angrenzenden Theil des Waldes, als sei ihr dies daran gelegen, daß niemand das Ziel ihrer Wanderung erfahre. So hatte sie fast eine Stunde gebraucht bevor sie die ersten Häuser des Dorfes erreichte. Die wenigen Leute, denen sie begegnete, blieben ihr zwar den hergebrachten Gruß nicht schuldig, aber es war ihnen mürrischen Miens ungeschwer anzusehen, daß das gnädige Fräulein sich keiner besonderen Beliebtheit erfreute. Ebtitha richtete denn auch die Frage, die sie auf dem Herzen hatte, nicht an einen dieser erwachsenen Dorfseelen, sondern sie rief einen kleinen schlächelnden Jungen, der ihre vornehme Erscheinung mit großen Augen anstarrte, zu sich heran und schickte ihn in das einfache, etwas abseits gelegene Gehöft, darinnen, wie sie wußte, Eril Hallager Wohnung genommen hatte. Binnen kurzem kam der Junge zurück, um der ungeduldig harrenden Ebtitha mitzutheilen, der Herr Vater sei schon in aller Frühe fortgefahren und werde wohl sobald nicht wiederkommen. Sie gab dem Boten ein Geldstück und ging langsam und mit düster bewöltem Antlitz nach Hause zurück.

Auf dem Waldpfade, dessen weicher Moossteppich ihren Schritt fast bis zur Unhörbarkeit dämpfte, genährte sie in einiger Entfernung vor sich zwei Gestalten, die eng aneinander geschmiegt dahinwandeln und ihrem ganzen Gebahren nach unsicher als ein Liebespaar zu erkennen waren. Daß der lange, hagere Mann im Jageranzenge nur der Förster Fabian sein konnte, war Ebtitha sofort klar geworden, über die Person seiner jugendlichen Begleiterin aber war sie so lange im Zweifel, bis sie ihr rothgoldiges Haar im Sonnenlichte aufleuchtend sah.

„Ah, die Gärtnerdirne!“ sagte sie halblaut vor sich hin, und zugleich beschleunigte sie ihre Schritte, um die Ahnungslosen einzubolen, die hier im verschwiegenen Forst sicherlich keine Ueberraschung gestärkt hatten. Das Mädchen war ihr vom ersten Tage an überwärtig gewesen; in diesem Augenblicke aber hätte es der schon vorhandenen Abneigung kaum bedurft, sie mit wirklichem Haß gegen die Glückliche zu erfüllen, die sich hier der Seligkeit ihrer Liebe hingeben durfte, während sie selbst ein Opfer der grausamen Herzensstämpfe war.

Sie hatte die eifrig und leise Blaue den fast schon erreicht, als der Förster endlich ihre Annäherung wahrnahm. Er zog das Mädchen rasch zur Seite, um den schmalen Weg für Ebtitha freizumachen, und zugleich läufte er grüßend seinen Hut. Die Baroness beachtete ihn nicht, aber fall und hochmüthig, mit einem Ausdrude unerbittlicher Geringschätzung, ruhte ihr Blick setzend auf Räthes lebhaft geröthetem Gesicht.

Sie erwartete ohne Zweifel, daß auch die Mächte des Obergärtners sie mit schuldiger Ehrerbietung grüßen werde, aber der verächtliche Blick, dessen beleidigende Absicht nicht zu verkennen war, hatte den Troß des Mädchens gereizt. Sie hielt ihn aus, ohne auch nur mit den Wimpern zu zuden; ein spöttisches Lächeln spielte um ihren vollen Mund, und mit hoch erhobener Haupt stand sie steif und stumm da, bis ihre vornehme Feindin vorüber war.

Ein wilder, leidenschaftlicher Jörn gegen die Unverschämte brannte in ihrer Brust. Hätte sie die Macht besessen wie ihre Ständgenossinnen in vergangenen Zeiten, sie hätte sie ohne Zweifel auspeitschen lassen. Aber sie hatte ja nicht einmal Macht genug, die Unverschämte oder ihren Liebhaber von Elvershöh zu entfernen. Die Rothhaare wußte eben so gut wie jeder Mann in weitem Umkreise, daß Ebtitha v. Lindebrode selber nur eine Gebärdete, nicht eine Gebieterin auf dieser Scholle sei, daß man sie wieder zu fürchten noch ihr besondere Rücksichten zu erweisen brauche. Jeder Knecht und jeder Tagelöhner, der sich sein tägliches Brod in rechtshaffener Arbeit erwarb, durfte sie ja freier und selbstbewußter das Haupt erheben als sie, die arme Verworbene!

Und wenn sie nun über Nacht aus der Bettlerin zur Herrin wurde — zu mächtigen und unerbittlichen Herrin, die schonungslos an den Schuldburden heimsuchte, was sie bis dahin

schweigend hatte hinnehmen müssen? Ah, mit welchen Gesichten wohl alle diese erbärmlichen Kreaturen vor sie hinstreten würden, wenn es galt, ihr als der Schloßfrau von Elvershöh zu huldigen! Und wie sie ihnen den Fuß auf den Nacken setzen würde — allen — allen!

Es löstete sie nicht mehr als ein Wort, diese Wandlung herbeizuführen, ja, nicht einmal das; denn der neue Majoratsbesitzer, der in der nächsten Stunde schon eintreffen konnte, erwartete ja, eine sehnlichst harrende Braut in ihr zu finden, und wenn sie nicht gleich bei der ersten Begegnung diesen Wahn zerstörte, würde er sicherlich nicht zögern, ihr vor aller Welt die Stellung einzuräumen, auf die sein verpöndetes Wort ihr Anspruch gab.

Nur ihre Liebe zu Eril Hallager brauchte sie zu opfern — diesen lenzgeborenen Märchentraum, der so schön, aber auch so romantisch war, daß sie sich mitten in ihrer jungen Seligkeit niemals von der seltsamen Empfindung hatte befreien können, er müßte mit einem traurigen, ermüthenden Erwachen enden. Wohl hatte sie von einem köstlichen, nimmer erlösenden Glück an seiner Seite geschwärmt, aber heute, da er sie allein gelassen hatte gerade in den schweren Stunden der Entscheidung, wußte es sie fast bedünken, als sei dies alles nur ein phantastischer Wahn, der vor der Wirklichkeit verschwinden müßte.

Ganz in ihre trüben, grüblerischen Gedanken versunken, hatte sie des Weges kaum gedacht, den sie einschlug, und auch das Rollen des Wagens nicht gehört, der von der Landstraße her in die breite, zum Schlosse hinaufführende Parkallee eingebogen war. Der Klang ihres eigenen Namens erst machte sie betroffen aufblicken, und wie festgenurrt hatte sie in der ersten Verwirrung ihr Fuß am Boden, als sie Erwin v. Lindebrode aus dem leichten Jagdwagen springen und auf sie zu-eilen sah.

Der glückliche Majoratsbesitzer, der über Nacht zum Herrn und Gebieter auf Elvershöh geworden war, mochte um vier oder fünf Jahre älter als sein Vetter Prosper sein. Er trug einen schwarzen Zivilanzug, aber seine Haltung, seine Art, zu gehen und sich zu bewegen, verriethen auf den ersten Blick den Soldaten. Das hübsche, sonnengebräunte Gesicht stimmte vortrefflich zu der eleganten Gestalt. Wie er aber jetzt vor seiner Bpie grüßend den Hut zog, kam unter dem sorgfältig geschneitelten blonden Haar eine niedrige, flache Stirn zum Vorschein, die dem glühigen Einbruch einigermaßen Abbruch that.

„Ebtitha, meine geliebte Ebtitha!“ rief er mit bewegter Stimme, indem er ihre Hände ergriff und sie in einen der Seitenwege zog. „Es ist also geschehen, was ich auf dem ganzen traurigen Wege gefürchtet habe. Ich hatte auf der letzten Strecke sogar einen Ertrag genommen — und ich komme dennoch zu spät!“

Daß er es schon bei den ersten Worten für notwendig hielt, diesen ohne Zweifel sehr kostspieligen Beweis seiner liebevollen Sorge um den Großvater herbeizubringen, berührte Ebtitha peinlich. Aber vielleicht war es auch nur eine augenblickliche Stimmung, welche sie daran Anstoß nehmen ließ.

Jedenfalls klang es auffallend kühl, als sie erwiderte: „Ja, Du kommst leider zu spät, wenigstens soweit es sich um den Großvater handelt.“

„Und darf ich mich wenigstens mit dem Gedanken trösten, daß sein Ende so sanft und schmerzlos gewesen ist, wie er's verdiente?“

„Ich war bei seinem Tode nicht zugegen, aber die anderen sagen, er sei ohne Kampf hinübergeschlummert. Du mußt Dir die Einzelheiten von meiner Mutter erzählen lassen, Erwin.“

Eine gewisse Unruhe zeigte sich auf dem Gesicht des jungen Mannes. „Du warst nicht bei ihm; Ebtitha? Wußtest Du denn nicht, daß es so schlimm um ihn stand?“

„Doch, ich wußte es. Aber ich glaubte ihm diese Rücksicht schuldig zu sein. Er sollte mich nicht an seinem Lager erblicken, falls er noch einmal zum Bewußtsein erwachte.“

„Verstehe ich Dich recht? Es hat also vor seiner Erkrankung eine unfreundliche Auseinandersetzung zwischen Euch gegeben? Und vielleicht — vielleicht infolge meines Briefes?“

Sie wußte, daß sie ihm jetzt einen schweren Kummer bereiten werde, aber sie dachte nicht daran, ihn zu schonen. „Ja, infolge Deines Briefes, der ihn sehr tief getränkt haben muß“, versetzte sie. „Er war die eigentliche Ursache seines Todes.“

Erwin v. Lindebrode war bleich geworden unter der gebräunten Haut. Er strich sich mit der Hand über Stirn und Augen und starrte in schmerzlicher Ergriffenheit vor sich nieder. „O, mein Gott!“ murmelte er. „Und Du bist es, Ebtitha, von der ich dies Entschliche erfahren muß — gerade Du!“

„Ist es Dir so viel schrecklicher, es aus meinem Munde zu vernehmen? Ich begreife vollkommen, daß Du angegriffen der traurigen Wirkung bitter bereut, jenen Brief geschrieben zu haben, und gerade weil ich es Dir leicht machen will, Dein Unrecht zu sühnen, habe ich es für meine Pflicht gehalten, Dir die Wahrheit nicht zu verschweigen.“

„Ich verstehe Dich nicht, Ebtitha! Auch wenn ich meine Handlungsweise als ein Unrecht empfinde — was könnte ich jetzt noch thun, es wieder zu machen, jetzt, da ich nur einen Todten finde?“

„Freilich, an dem, was geschehen ist, läßt sich nichts mehr ändern. Aber Du könntest immerhin eine Pflicht der Pietät gegen den Verstorbenen erfüllen, indem Du seinen letzten Willen achtest. Es würde wesentlich zu Deiner Beruhigung beitragen, wie ich vermuthete.“

„Und worin soll ich diesen letzten Willen erblicken?“

„Worin sonst als in seiner maßlos Erregung über den Inhalt Deines Briefes? Unser Verhältnis ist glücklicherweise außer meiner Mutter und meinem Bruder bisher niemandem bekannt geworden. Wenn seine Lösung Dein Gewissen zu erleichtern vermöchte —“

„Ebtitha!“

Die Bestürzung, die sich in seiner Stimme wie in seinen Miens kundgab, ließ sie verstummen. Sie bereute ihre Worte, denn sie sah, daß dies wahrlich nicht der rechte Weg gewesen war, sie aus ihrem qualvollen Zwiespalt zu befreien. Alles, was sie damit erreicht hatte, war, daß sie einen Menschen, der ihr durch sein Verhalten nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben, tödtlich getränkt hatte. Und ihre Lage ihm gegenüber war durch die unbedachte Aeußerung nur noch unerträglich geworden. Schweigend harrete sie seiner Erwiderung, die lange auf sich warten ließ.

Erst als sie das Herrenhaus fast erreicht hatten, sagte er: „Wenn mein Erschrecken über die Wirkung meines Briefes etwas Beleidigendes für Dich hatte, so bitte ich Dich deshalb um Verzeihung. Aber Du bist im Irrthum, wenn Du glaubst, daß mein Gewissen einer Beschönigung bedürfte. Ich habe mir keinen Vorwurf zu machen. Der Großvater wollte mich zu einer Bewerbung drängen, von deren Unmöglichkeit ich ihn auf keine andere Weise als durch ein offenes Bekennen der Wahrheit überzeugen konnte. Du mußt aus meinen Briefen erfahren haben, daß es nach Lage der Dinge nur noch diesen Weg für mich gab. Aber selbst wenn es sich anders verhielte, wenn ich ein Verbrechen zu bereuen hätte, ein Verbrechen wäre doch wohl das letzte, es wieder gut zu machen. — Und das, Ebtitha, das hältst Du mir wirklich nicht anfinnen dürfen.“

Ebtitha blieb stumm; denn wenn es ihre Absicht gewesen war, ihm gleich in dieser ersten Stunde ein Geständniß des von ihr selbst begangenen Verbrechens abzugeben, so hatte sie sich jetzt selber jede Möglichkeit dazu abgeschnitten, und sie fühlte mit zorniger Beschämung, daß es in einem späteren Augenblicke nur noch um den Preis der peinlichsten Demüthigung würde geschehen können.

(Fortsetzung folgt.)

Geburtshaus Napoleons.

Im Geburtshaus Napoleons des Ersten in Ajaccio ist dieser Tage eine Büste des kaiserlichen Prinzen gestohlen worden; sie befand sich in dem berühmten Zimmer, in dem der Kaiser geboren worden. Die Möbel in diesem Hause, das jetzt eine Art Napoleonmuseum ist, sind nicht vom Plagel gerührt worden; sie sind so sorgfältig abgehängt, daß sie beim Fortdrücken leicht Schaden erleiden könnten. Darneben befindet sich der Festsaal, der ein vornehmes Gepräge trägt, und das Empfangszimmer mit dem Spinnet, dessen Eisenbestanden manchmal unter den Fingern der Besucher klagende Töne hören lassen. Steigt man drei Stufen hinunter, so gelangt man in das Zimmer, das Napoleon als Leutnant bewohnte. Seine Möblirung besteht aus einem Bett aus schwarzem Holz, einer Commode, deren Marmorplatte rissig ist, einem Nachtschiff, drei geschwungenen Lehnstühlen und einer vergoldeten Standuhr, die unter einer Glode steht. Im Ankleidezimmer sieht man die Sänfte von Napoleons Mutter. Auch die anderen Gemächer, das Arbeitszimmer, das Schlafzimmer, das Esszimmer und kleinere Salons haben noch die alten Möbel. Die Kaiserin Eugenie besaßte im Jahre 1869 dieses historische Haus, dessen Unterhaltung sie bezahlte.

Eines der sinnreichsten Worte unferes heutigen Sprachgebrauchs ist das Wort Heirathscandidat. Es beweist, daß der Betreffende einer schweren Prüfung entgegengeht.

Patient: „Aber, lieber Doktor, wissen Sie“ denn gar kein Mittel gegen die Seckrantheit?“

Doktor: „Doch, versuchen Sie's doch mal mit der Landwirthschaft.“

Trotz aller Anstrengungen fehlt es bei den Bewässerungsanlagen im Westen zuweilen doch noch an der richtigen Sachkenntniß. Könnte man sich die nicht bei gewissen Leuten in Wall Str. holen?

Auf 3000 Mann will ein Congreßmitglied von Arkansas die lebende Armee reduziert sehen. Der Mann glaubt wohl, daß wir nur so viel Soldaten brauchen, als für die gesellschaftlichen Zwecke in Washington hinreichend sind.

Während die russischen Großfürsten es genau zu wissen scheinen, wie der Krieg geführt werden sollte, scheint doch keiner von ihnen eine besondere Neigung zu einem Besuch der Wanderschaft zu haben, wo er an Ort und Stelle sein Wissen durch Erfahrung bereichern könnte.

„Ich verstehe Dich nicht, Ebtitha! Auch wenn ich meine Handlungsweise als ein Unrecht empfinde — was könnte ich jetzt noch thun, es wieder zu machen, jetzt, da ich nur einen Todten finde?“